

Arnold Illhardt

# Die Entdeckung der Ununterworfenheit

agenda

Arnold Illhardt

# Die Entdeckung der Ununterworfenheit



agenda Verlag

Münster

2025

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in  
der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische  
Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

© 2025 agenda Verlag GmbH & Co. KG  
Drubbel 4, D-48143 Münster  
Tel. +49-(0)251-799610  
[info@agenda-verlag.de](mailto:info@agenda-verlag.de), [www.agenda-verlag.de](http://www.agenda-verlag.de)

Druck und Bindung: TOTEM, Inowroclaw, Polen

ISBN 978-3-89688-877-7

Für die Marie meines Lebens –  
Meine Frau Marion



# 1

Inzwischen sind einige Monate seit dem Umzug nach Elba vergangen und der Sommer, von dem Marie stets in den höchsten Tönen schwärmte, ist angebrochen. Sie brachte mir bei, den Sommer nicht nur zu sehen, sondern auch zu riechen und zu schmecken – Fähigkeiten, die mir mit den Jahren abhandengekommen waren. In den kühlen Morgenstunden ist es zu einer mir liebgewordenen Angewohnheit geworden, auf der kleinen Loggia des eher unscheinbar wirkenden Hauses an der Via Circonvallazione in Capoliveri zu sitzen. Hier habe ich mir ein lauschiges Plätzchen eingerichtet: ein winziger Holztisch, gerade ausreichend für das Notebook und ein paar mit kleinen Zetteln gespickte Bücher, ein alter Klappstuhl und ein Dach aus Bastmatten als Sonnenschutz, das provisorisch zwischen den beiden Balkonseiten gespannt ist. Den Stuhl habe ich bei einem meiner Spaziergänge im Gebüsch entdeckt und ihn mit ein paar einfachen Reparaturen wieder instand gesetzt. Mir gefallen die Spuren übereinander aufgetragener Anstriche in abweichenden Farben, die mich an Jahresringe von Bäumen erinnern. Mit diesem zusammengesuchten Mobiliar sind die wenigen Quadratmeter weitgehend ausgefüllt und dennoch erscheint mir der gefühlte Platz weitaus größer. Vermutlich liegt es an dem weiten Blick zum Golfo Stella und zur anderen Seite bis nach Porto Azzurro. An klaren Tagen kann man die Gipfel des Monte Capanne erahnen, dessen Ersteigung mir noch bevorsteht. Und auch wenn dieser Ort in der ersten Etage über einer ehemaligen kleinen Werkstatt spartanisch, nahezu armselig wirkt, so erscheint es zweifelsohne einer der reizvollsten Fleckchen zu sein, an denen ich jemals gearbeitet habe. Aber was heißt arbeiten: Ich sehe das Schreiben nicht als Arbeit. Es ist eine Tätigkeit, die mich mit Genugtuung erfüllt. Ich schreibe an diesen Aufzeichnungen, aber auch an diversen Fachartikeln für Zeitschriften und Bücher oder führe, was ich lange vernachlässigt habe, mein Tagebuch. Doch

manchmal sitze ich auch einfach nur dort oben, schaue in die Ferne und verweile in einem Zustand der inneren Freiheit. Es geht bei meinem Tun nicht um das Irgendwie-Funktionieren wie in den letzten Jahren, sondern um das Beschäftigen mit dem Gefühl des Moments. Ich muss nichts tun, sondern ich mache es aus einer Art kreativen Beschaulichkeit heraus; ich bin nicht an Zeiten gebunden, sondern die Zeiten an mich; ich bin nicht vorgegebenen Strukturen oder gar mir immer schon verhassten Hierarchien verpflichtet, sondern höre nur auf mich selbst. Ich bin der ewigen Spirale einer Verdinglichung als Gebrauchsobjekt, der Kapitalisierung der Verhältnisse entkommen; alles „Muss“ ist einem „Kann“ oder vielmehr „Möchte“ gewichen. Und dennoch spielen bei diesem Tun oder auch Nicht-Tun Aspekte wie Selbstdisziplin und Selbstverantwortung eine wesentliche Rolle. Ich erinnere mich an eine Szene in dem Buch *Glasperlenspiel* von Hermann Hesse, das mir vor allem in meinem jetzigen Leben sehr viel bedeutet. Josef Knecht, die Hauptfigur in diesem Roman, erzählt seinem Freund Plinio Designori von seinem Plan, ein Buch zu schreiben. Als der Freund fragt, worüber er schreiben wolle, antwortet Knecht, dass es ihm weniger auf das Inhaltliche, sondern vielmehr den Genuss des Schreibens ankäme.

Das Tagebuchschreiben ist mir eine wahre Passion geworden. Tatsächlich habe ich aufgehört, auf genaue Zeiten oder auf ein exaktes Datum zu achten, vielmehr geht es mir darum, all das, was an Gedanken und Empfindungen in mich hineinströmt, festzuhalten. Manchmal sogar aus einer Angst heraus, es könnte sonst meiner Erinnerung entweichen. Jeder Moment hat plötzlich etwas von einer nachhaltigen Bedeutung, aber auch von Einzigartigkeit. Anfangs habe ich sogar das Wetter notiert, die Ausflüge, meine Überlegungen, Gefühle, die Namen und Eigenarten der zahlreichen Menschen, die ich hier kennengelernt habe, die vielen und immer leidenschaftlichen und hocherotischen Liebesmomente mit Marie, ihre erfindungsreichen Liebeskosungen. Ich klebte fein säuberlich Bilder,

Parkzettel, Museumstickets oder getrocknete Blätter von fremden Sträuchern und Bäumen in das Buch, so als könne man den Duft von Eukalyptusbäumen oder die Atmosphäre eines Ortes noch Jahre danach reaktivieren. Auch vermerkte ich Sequenzen aus Gesprächen, die ich sowohl mit Marie oder anderen Personen führte. Sie besitzen manchmal eine philosophische Tiefe, die mich noch Tage später beschäftigt. In meinem alten Leben waren viele Unterhaltungen zu einem oberflächlichen Geplänkel mutiert, so als wäre bereits alles gesagt und ausgesprochen worden und eine Vertiefung nicht der Mühe wert. Heute ist mir klar, dass das Gedachte und Gesagte früher an einer nicht sichtbaren Grenze endete, ein Überschreiten der Grenze aber Muße, Leidenschaft und kreative Inspiration erfordert hätte.

Bereits als junger Mann habe ich beflissentlich Reisetagebücher geschrieben, aber auch meine täglichen Alltagserlebnisse verschriftlicht. So versuchte ich, mein zum Teil aus den Fugen geratenes Innenleben wenigstens durch die Form der Sprache zu kanalisieren. Allerdings erschien es mir manchmal eher wie ein Sammeln oder, schlimmer noch, ein Abheften, so als wollte ich damit die tatsächlich lebendigen Momente meines Lebens dokumentieren. Und ich frage mich heute, ob mir damals überhaupt bewusst war, was Lebendigkeit bedeutet. Möglicherweise war es eher eine Ahnung, die dann und wann an die Wände meiner Höhle, in der ich mich verschanzt hatte, projiziert wurde.

Es begegneten mir in meinem Leben immer wieder Momente des intensiven Denkens oder Fühlens, bei denen ich, ob ihrer plötzlichen Präsenz, überrascht war. Wo waren sie vorher? Und warum tauchten sie jetzt gerade auf? Gab es Filter, die sie abgefangen haben, bevor sie ins Bewusstsein rückten? Mein Leben, so wird mir immer deutlicher, hat in den letzten Jahrzehnten irgendwann und irgendwie einen Schnitt erfahren, der nur schemenhaft zur Gewissheit wird. Vielleicht werde ich in meinen Reflexionen diese Zeiten streifen, um das Werden, das Entstehen meines jetzigen Lebens begreiflich zu

machen. Eine wahre Metamorphose. Ich habe nach diesem bedeutsamen Schnitt davon abgesehen, Dinge zu hinterfragen, ihre Besonderheit im positiven wie negativen Sinn an mich herankommen und damit bewusst werden zu lassen. „Man gewöhnt sich an alles“, wie meine Mutter zu Lebzeiten zu sagen pflegte. Ich erinnere mich an Momente, in denen ich ihr trotzig erwiderte, mich eben nicht an alles gewöhnen zu wollen. Und dennoch schlitterte ich genau in diese Wahrnehmungsvergessenheit. Leider gewöhnte ich mich mit dem Erwachsenwerden in einer Anwendung von Selbstbetrug auch daran, den doch manchmal so heilsamen Trotz zu verdrängen. Trotz, Aufruhr, Aufsässigkeit oder Widerspruch, das sind Entitäten, die uns vor zu viel Aushöhlung unseres Selbst schützen. Doch mit dem vermeintlichen Reifen, dem In-die-Jahre-Kommen, legen wir diese Auflehnungen ab. Und was bleibt nur zu oft? Selbsttäuschung, Unwahrhaftigkeit und innere Starre. Das Bewegliche und Formbare in uns wird zu Beton und wir nennen es Vernunft. Manche nennen es auch Religion oder Leitkultur. Oder eben: Erwachsensein.

So fielen mir die Zeichen irgendwann nicht mehr auf und die Prophezeiung meiner Mutter erfüllte sich. Gewöhnung auf allen Ebenen, Normalisierungsprozesse, wohin ich schaute. Der aufmüpfige Martin, der einst von egalitären Gesellschaften geträumt, Anarchiezeichen an Wände gesprüht, der Autoritäten abgelehnt und jede Form von Macht angefochten hatte, richtete sich in dem fensterlosen Kämmerchen der Angepasstheit, Normierung, Vereinheitlichung und Unterworfenheit wohnlich ein. Die Schönheit des Lebens liegt im Grad der eigenen Ununterworfenheit, welch schöner Satz. Ich schrieb ihn damals als junger Revoluzzer bei Nacht und Nebel mit Farbe an eine Mauer und war überzeugt, damit den Titel meines Lebensbreviers gefunden zu haben. Doch ich Verräter habe diese Überschrift meiner Visionen vergessen oder vergraben. Allerdings sollte man bedenken, dass sie damit nicht verschwunden sind! Sie sind nur nicht sichtbar. Bis jetzt, denn während ich schreibe und meinen

Blick wie aus einer erhabenen Perspektive auf mein Leben richte, werden mir die Inhalte des imaginären Holzkästchens, das jahrelang in einem guten Versteck sein Dasein fristete, wieder in Erinnerung gerufen. Und in dieser Schatulle lagern mehr als nur Parolen und vorläufig formulierte Vorstellungen, Visionen oder Schnappschüsse meiner Gedanken. Darin lagern ganze Lebenspläne, die allerdings irgendwann den Normierungen der Lebensanforderungen weichen mussten. Und manchmal muss der Mensch erst krank werden, um sich auf solche verborgenen Elemente seines Seins zu besinnen. Sollte ich begreifen, dass die früheren Abschnitte meines Lebens, die man zu gerne als unreif und unvollkommen bezeichnet, ja gar belächelt oder verhöhnt, mehr lebendiges Leben beinhalten, als man es je wiedererlangt? Es ist ein kleines Glück, dass es mir gelungen ist, meinen Drang nach Ununterworfenheit zurückzuerobern. Oder vielmehr: ihn endlich in einen realen Zustand umgewandelt zu haben.